

schen Untersuchungsausschüsse, die von der Autorin cursorisch abgehandelt werden, bevor sie sich abschließend auf wenig ergiebigen eineinhalb Seiten mit dem weiteren Schicksal der Fememörder beschäftigt. Insgesamt gewährt Irmela Nagels Studie einen ergänzenden Einblick in ein wichtiges Kapitel der Rechtsgeschichte und der politischen Kultur der Weimarer Republik.

*Bernd Braun, Heidelberg*

Dietz Bering, Kampf um Namen: Bernhard Weiß gegen Joseph Goebbels, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1991, S. 527, geb., 68 DM.

»Künftige Historiker des deutschen Niedergangs mögen beurteilen, ob in dem Kampf gegen Dr. Bernhard Weiß nicht ein besonders tiefes Tal der Kultur erreicht worden ist«, notierte der Journalist und Rechtsanwalt Rudolf Olden 1932 im »Tagebuch«. Das Vermächtnis der längst überfälligen Bewertung löst der Kölner Sprachwissenschaftler Dietz Bering mit seinem Buch über die Auseinandersetzungen zwischen Bernhard Weiß und Joseph Goebbels ein.

Weiß machte als ungetaufter Jude eine unvergleichliche Karriere. Noch im Sommer 1918 wurde er stellvertretender Leiter der Berliner Kriminalpolizei. In den ersten Jahren der Weimarer Republik für die Verfolgung von Verbrechen aus politischen Motiven zuständig, wurde er 1925 Chef der Berliner Kriminalpolizei, 1927 Polizeivizepräsident und damit eine bekannte öffentliche Figur. Goebbels war ab November 1926 Gauleiter von Berlin-Brandenburg. 1927 gründete er sein eigenes NS-Wochenblatt »Der Angriff«. Wie gegen keine zweite Person hetzten Goebbels und sein Kampforgan mit permanenten Verleumdungen, Unterstellungen und Polemiken gegen Weiß.

In Anknüpfung an sein Buch »Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933«, das die Struktur des Markierungssystems jüdischer Namen nachzeichnete, geht es Bering in seiner neuen Darstellung darum, die Schärfe des tatsächlichen Gebrauchs der Markierungen durch Instrumentalisierung der Namenspolemik im politischen Alltag der Weimarer Republik aufzuzeigen. Dabei sollen die Angriffe Goebbels auf Weiß nicht als singuläre, besonders abstoßende Erscheinung verstanden werden, sondern sie bilden die Zuspitzung des Gebrauchs antisemitischer Namenswaffen. Bering analysiert die Wirksamkeit des Antisemitismus im Sprachgebrauch und die Grundlagen, auf die er sich beziehen konnte. Die exemplarische Beschreibung der auf Weiß gerichteten Namensattaken läßt erahnen, welchen vielfältigen Aggressions- und Destruktionsweisen jüdische Bürger durch Namenspolemik ausgesetzt waren.

Der Blick bleibt daher notwendigerweise nicht auf die beiden Kontrahenten beschränkt. Mit sehr detaillierten Überlegungen zu seiner Vorgehensweise verleiht der Autor seiner Darstellung ein hohes Maß an Transparenz und Systematik. Neben getrennten biographischen Skizzen der beiden Protagonisten bis zum Kulminationspunkt bereitet er durch die Darstellung sprach- und allgemenhistorischer Erkenntnisse den Boden, auf dem die Auseinandersetzungen Goebbels contra Weiß historisch angemessen rekonstruiert und bewertet werden können. Die Destruktionskraft des Namens »Isidor«, mit dem Goebbels Weiß belegte, wird erst auf seinem Nährboden verständlich. Konnotation und Assoziation dieses Namens waren dermaßen negativ belegt, daß Weiß alle Prozesse gewann, die er wegen dieses Schmähdnamens anstrebte. Vor dem Reichsgerichtshof mußte die Staatsanwaltschaft nicht erst beweisen, daß »Isidor« eine Beleidigung war, sondern das Wort selber diente als Beweis für das Vorliegen einer Beleidigung.

Bei den Angriffen gegen Weiß ging es nicht nur um die Verachtung gegenüber seiner Person. Die massenhaften Angriffe richteten sich gegen ihn, weil mit ihm zugleich ein Symbol

der jüdischen Emanzipation und der Wehrhaftigkeit des ersten demokratischen deutschen Staates getroffen wurde. Weiß saß in der Schaltstelle Berlins, und wer Berlin hatte, der hatte Preußen, und wer Preußen hatte, der hatte das Reich. Weiß wußte das. Solange es ihm aussichtsreich erschien, focht er die Auseinandersetzungen mit öffentlichen Prozessen aus. Weiß wehrte sich weiterhin, als bereits zahlreiche Republikaner die Seiten gewechselt oder aufgegeben hatten. Im Mai 1932 verhaftete er im Reichstag nationalsozialistische Abgeordnete, nachdem diese zuvor einen sozialdemokratischen Parlamentarier zusammengeschlagen hatten. Beim Preußenschlag Papens war er der erste im Polizeipräsidium, der die Rechtmäßigkeit der Absetzung anzweifelte und Polizeipräsident Grzesinski bewegte, mit einem Protestbrief an den neuen Innenminister Bracht in die Öffentlichkeit zu treten.

Die Verknüpfung historischer, sozialpsychologischer und sprachwissenschaftlicher Elemente, verbunden mit einer klaren Darstellung, und die längst fällige Würdigung des Kampfes Bernhard Weiß' machen das Werk Berings zu einer empfehlenswerten Lektüre.

*Martin Liepach, Oberursel*

Wolfram Wette (Hrsg.), Aus den Geburtsstunden der Weimarer Republik. Das Tagebuch des Obersten Ernst van den Bergh, Droste Verlag, Düsseldorf 1991, 263 S., Ln., 62 DM.

»Aber unsere Revolution ist eben überhaupt eine Infektionskrankheit, die den geschwächten Organismus befiel. Die notwendige Umgestaltung hätte theoretisch auch durch Entwicklung und ohne Umsturz kommen können.« Es ist einigermaßen erstaunlich, daß diese im Februar 1919 niedergeschriebenen Zeilen (S. 83) über das Ende der Monarchie im Herbst 1918 und über die Notwendigkeit einer Parlamentarisierung und Demokratisierung des überlebten monarchischen Systems aus der Feder eines preußischen Offiziers stammen, der die Oktoberreformen an anderer Stelle als gewaltigen, aber viel zu späten Schritt bezeichnet. Der Tagebuchschreiber Ernst van den Bergh (1873–1968) gehörte in der revolutionären Umbruchphase und der Folgezeit zu den wenigen Offizieren, die der neuen republikanischen Ordnung aufgeschlossen gegenüberstanden und in dieser Zeit den Mut zum Neubeginn aufbrachten. Er war letztlich zwar kein überzeugter Anhänger der neuen Staatsform, aber doch »Vernunftrepublikaner«.

Sein militärischer Werdegang verlief in den normalen geradlinigen Bahnen, wenngleich er kein typischer preußischer Truppenoffizier war, sondern ein Mann des Stabes mit ausgeprägtem Intellekt. 1909 ins preußische Kriegsministerium berufen, kam er 1915 zum Fronteinsatz, fand dann aber wieder Verwendung im Ministerium als unmittelbar dem Minister zuarbeitender Leiter der Ministerialabteilung. Seine organisatorischen und administrativen Fähigkeiten konnte er dann ab Oktober 1919 im Reichswehrministerium unter Beweis stellen. So verkörpert er ein Stück Kontinuität vom Kaiserreich zur Republik. In Kriegs- und Revolutionszeit arbeitete er in unmittelbarer Nähe der politischen Spitze, ehe er während des Kapp-Putsches regierungsloyale Offizier 1921 auf eigenen Wunsch – wohl auch wegen zunehmend radikalnationalistischer Einstellung maßgeblicher Offiziere im Ministerium – aus der Reichswehr ausschied und auf ein Angebot des preußischen Ministers Severing hin als Ministerialrat ins Innenministerium Preußens wechselte. Dort wirkte er führend bei der Aufstellung der Schutzpolizei mit und war von 1929 bis 1933 Präsident des Berliner Polizeiinstituts.

Von seinen aus den Jahren 1918 bis 1945 überlieferten Tagebüchern werden die ersten Teile aus dem Zeitraum vom November 1918 bis Mai 1920 hier vom Noske-Biographen Wolfgang Wette vorgelegt. Grundlage hierzu bildete die nach dem Zweiten Weltkrieg von